

Sechstes Kapitel.

Ein unerwartetes Zusammentreffen. — Vermuthungen und Vorgenuß.

Endlich war der Tag für die öffentliche Feier unserer Verbindung festgesetzt. Der Plan, der mir am förderlichsten für die Zukunft dünkte, war, meine Dienste einem fremden Hof anzubieten, und der russische erschien mir hiezu unter dem anlockendsten Gesichtspunkt. Es lag mir daher daran, jene wichtige Angelegenheit, die ich noch vorher abzuthun hatte, sobald als möglich hinter mich zu bekommen, und schon acht Tage nachher wollt' ich England verlassen. Mein kleiner Advokat versicherte mich, mein Rechtshandel würde trotz meiner Abwesenheit guten Fortgang haben, und sollte je meine Gegenwart nothwendig werden, so werde er nicht versäumen mich davon zu benachrichtigen. Ich setzte nicht den mindesten Zweifel in ihn; — es ist gar wolthuend, Vertrauen in seinen Geschäftsführer zu haben!

Von Montreuil sah ich jetzt nichts; aber zufälligerweis hörte ich, er sei zu Besuch bei Gerald, und Letzterer fülle bereits die alten Mauern mit dem Lärm einer übereilten Hospitalität. Wo sich Aubrey befand wuste ich durchaus nicht, und die

ungenügende Kürze seines letzten Briefes, neben dem wilden Ausdruck frommer Schwärmerei in der Nachschrift, hatten mich hinsichtlich seiner häufig beunruhigt und erschreckt. Vor Allem verlangte mich ihn zu sehen, mit ihm über alte Zeiten und Pläne für die Zukunft zu sprechen, und zu erfahren ob einem Gemüth, das sich mit solcher Gewalt zu einem selbstpeinigenden Aberglauben hinzuneigen schien, nicht etwa eine neue Richtung zu geben wäre. Ungefähr eine Woche vor dem zu meiner öffentlichen Vermählung festgesetzten Tag erhielt ich endlich folgenden Brief:

„Theuerster Bruder!
 Ich bin lang abwesend von Haus gewesen, — abwesend in Geschäften, über welche wir später sprechen wollen. Ich hab Dich nicht vergessen, obwol ich nichts von mir hören ließ, und die Nachricht vom Tod des guten Oheims hat mich sehr erschüttert. Bei meiner Zurückkunft erfuhr ich die Vernichtung Deiner Hoffnungen und Deine Zuflucht zu den Gerichten. Obgleich ich Deinen Schmerz fühle wie Du selbst, setzt mich die Sache doch weniger in Verwunderung, denn ich will Dir jetzt etwas sagen, was mir früher von keiner Wichtigkeit zu sein schien.

Bei Empfang des Briefes, worin Du um Einwilligung für Deine beabsichtigte Heirat nachsuchst, schien der Oheim eben so unwillig als gekränkt zu sein, und später erfuhr er noch Mehr, was sei-

nen Unwillen verstärkte. Woher seine Nachrichten kamen, weiß ich nicht; auch sprach er nur in Winkeln und bitteren Andeutungen davon. Ich suchte so viel möglich seine eigentliche Ansicht über die Sache zu ergründen, kam aber damit nicht zu Stand; nur schien mirs in der letzten Zeit, er leihe dem Lob das ich über Dich aussprach, ein ziemlich kaltes Ohr. Endlich als ich mich von ihm verabschiedete, sagte er Du habest undankbar gegen ihn gehandelt, und er werde sein Testament abändern. Kaum dachte ich damals an diese Worte, oder vielmehr ich hielt sie blos für die Drohung eines augenblicklichen Aergers. Vielleicht waren sie jedoch das Vorspiel zu jener Verfügung über seine Güter, die Dich so sehr verletzt hat; — zudem merk ich noch an, daß das Testament von jener Zeit datirt ist. Ich erwähne diesen Umstand gegen Dich, — Du kannst daraus alle Dir beliebige Folgerungen ziehen, aber aufs Tiefste bin ich überzeugt daß Gerald an jedem gegen Dich gespielten Betrug unschuldig ist.

Recht sehnlich wünsch ich zu erfahren, ob Deine Liebe noch fortdauert. Ich bitte Dich mir augenblicklich zu schreiben und mir hierüber, sowie über alles Andere, Nachricht zu geben. Bald werden wir uns sehen.

Immer Dein liebender Bruder

Aubrey Devereux."

Es war etwas an diesem Brief, das mich verdross und ärgerte; es kam mir vor es herrsche darin ein Ton von Gleichgiltigkeit und Kälte, den mein gegenwärtiges Verhältniß noch weniger verzeihlich machte. Weit entfernt daher, unmittelbar zu antworten, beschloß ich erst nach der Feier meiner Vermählung eine Erwiederung darauf zu geben. Die Angabe über den Oheim beunruhigte mich etwas wenn ich sie mit den Worten in Verbindung brachte, die Jener gegen mich selbst auf dem Sterbebett geäußert; nämlich mit der Andeutung, als habe er manches Ungünstige über Isora vernommen, was jedoch im damaligen Augenblick zu wiederholen unnöthig sei. Allein, mußte ich immer wieder fragen, wenn der Oheim seine Gesinnungen gegen mich geändert hatte, würde er der Veränderung und ihrer Gründe nicht erwähnt haben? Würde er mir so freundlich geschrieben, oder mich so liebevoll empfangen haben? Ich konnte Das unmöglich glauben, und meine Ansicht von der Verfälschung und ihrem Urheber wurde durch Aubreys Brief nicht im Mindesten erschüttert. Uebrigens hatte Letzterer sich offenbar meiner Gegenpartei beigefellt; ein Gedanke, der mir bei meiner ausnehmenden Liebe für ihn höchst schmerzlich war.

„Alles verläßt mich in meinem Unglück,“ sprach ich, „Alles nur Isora nicht!“ Und mit erneuerter Befriedigung dachte ich an den Schritt,

der ihr eine sichere Heimat und ehrenvolle Stellung schaffen sollte. — Meine Besorgnisse vor neuen Belästigungen ihres Verfolgers waren nunmehr so ziemlich beseitigt. Da ich in meinem Innern keinen Zweifel über die Person dieses Verfolgers hatte, stellte ich mir vor derselbe werde im Besitz des eben zugewonnenen Reichthums und Ansehens von einer unerwiederten, knabenhaften Liebe leicht ablassen, ja er möge wol kaum bedauern daß der nachgesuchte Preis mir zu Theil geworden, wenn ich selbst durch die gleich darauf gefolgte Einbuße meines Vermögens vor der Welt so tief an Werth gesunken war. Kurz ich schrieb ihm den Charakter der meisten bösen Menschen zu, auf welche die Liebe niemals so stark einwirkt als der Haß, und bildete mir ein er werde sich über den Verlust der Geliebten durch den Jubel über die gesunkenen Glücksumstände des Gehaßten leicht trösten. Als der festgesetzte Tag näher heran rückte, schien sich Isoras Niedergeschlagenheit zu verlieren und mit der gewohnten Theilnahme an Allem, was mich in Anspruch nahm, hörte sie auf meine Pläne jenseits des Oceans. Meinem Beschluß nach sollte unsere zweite Vermählung obwol öffentlich, bescheiden und gepränglos sein, und nicht so sehr unserer Geburt als unsern äußern Verhältnissen entsprechen. St. John und einige alte Familienfreunde waren die ganze Gesellschaft, die ich bat; dabei ersuchte ich sie meine

Heirat bis zum Tag ihrer Feier verborgen zu halten. Ich that Dies in der Absicht, Glückwünsche die bloß verkleideter Spott wären, und Besuche die mehr aus Neugier als aus Freundschaft stattfänden, abzuschneiden. Die Zeit verstrich und der letzte Tag vor meiner Hochzeit erschien. Ich kleidete mich an, einen Geschäftsgang zu machen der mit jener Ceremonie in Verbindung stand. Desmarais reichte mir den Hut, und zum erstenmal hielt ich jetzt für angemessen, diesen Edeln mit dem morgigen Fest bekannt zu machen. Zu wol erzogen war Monsieur Desmarais, um irgend eine andere Empfindung als Vergnügen über diese Nachricht an Tag zu legen. Er empfing meine Befehle und Anordnungen für den nächsten Tag ganz mit der graziosen Urbanität, die Einem immer zu Muth machte, als wolle er dem Gegenstand seiner Dienstleistungen eine besondere Ehre erweisen.

„Und wie gehts mit der Philosophie?“ fragte ich — „da ich mich verheiraten will, so dürfte ich wol ihrer Tröstungen bedürfen.“ —

„In der That, Monsieur,“ erwiederte Desmarais mit jenem Ausdruck von Selbstschätzung, der mit der Dienstbeflissenheit seines Benehmens so wunderbar verwebt war; „in der That, Monsieur, ich war in den letzten Tagen dermaßen in Anspruch genommen ein zur Toilette sehr wesentliches Pulver zu präpariren, daß ich keine Zeit

hatte, an das ernstere, obwol kaum importantere Geschäft zu denken.“

„Pulver, und was für eines?“

„Will Monsieur sich herablassen, von dessen Effekt Notiz zu nehmen?“ erwiederte Desmarais und zog ein paar Handschuhe von der zartesten Fleischfarbe heraus. Die Färbung war so vollkommen, daß wenn Jemand diese Handbekleidung trug in einiger Entfernung kaum möglich gewesen sein dürfte, sie vom wirklichen Fleisch zu unterscheiden.

„Das ist eine merkwürdige Erfindung,“ sprach ich.

„Monsieur ist sehr gütig; wirklich schmeichle ich mir, daß sie das sei,“ erwiederte Desmarais. Damit verbreitete er sich noch unendlich angeregter über die Verdienste seines Pulvers, als ich ihn je die Reize des Fatalismus hatte anpreisen hören. Ich schnitt ihm seinen Diskurs mitten entzwei. Zuviel Beredsamkeit über irgend einen Punkt ist bei einem Untergebenen immer unangenehm.

Ich hatte mein Geschäft außer dem Haus eben beendigt und kehrte ohne um mich zu blicken in tiefen Gedanken zurück, als ich plötzlich durch eine laute Stimme aufgeweckt ward, die im Ton der Verwunderung ausrief: „Was! — Graf Devereur — wie glücklich!“

Ich sah auf und gewahrte einen kleinen, schwärz-

lichen, schäbig gekleideten Menschen. Sein Gesicht dünkte mir nicht ganz unbekant, aber ich konnte mich im ersten Moment nicht erinnern wo ich dasselbe gesehen. Mein Blick mußte wol meinen Mangel an Gedächtniß ausweisen, denn der Mann sprach mit tiefem Büßling:

„Sie haben mich vergessen, Graf, und Das wundert mich nicht; ich bin mit Ihrer Erlaubniß die Person, die Ihnen einmal einen Brief aus Frankreich nach Devereux Court gebracht hat!“

Bei diesen Worten erkannte ich den Ueberbringer des Schreibens, das mich in so üble Händel mit Abbé Montreuil verwickelte. Ich war zu erfreut über die Begegnung, um in meiner Aufnahme dieses Herrn irgendwie kalt zu erscheinen, und aufrichtig gestanden, auch er zeigte sich seinerseits so wenig von falscher Scham inkommodirt, wie mir nie ein Herr vorgekommen.

„Herr,“ sprach er, seine Stimme zu einem Geflüster herabsenkend, „es ist ein großes Glück, daß ich Sie gleich treffe. Erst diesen Morgen bin ich in die Stadt gekommen und zwar lediglich in der Absicht Sie aufzusuchen. Ich trage ein Paket bei mir, das wie ich glaube von der größten Wichtigkeit für Sie sein wird. Aber,“ fügte er umherblickend hinzu, „die Straße ist kein schicklicher Ort für meine Mittheilung. Parbleu und Morbleu, es gibt Leute, die das leiseste Gespräch durch eine steinerne Wand hindurch hören; — erlauben

Sie mir Ihnen morgen meine Aufwartung zu machen.“

„Morgen? das ist ein Tag, wo ich sehr in Anspruch genommen bin; doch hoff ich ein paar Minuten für Sie erübrigen zu können, wenn so viel hinreicht; oder kommen Sie übermorgen, wo dann die Dauer unseres Gesprächs blos von Ihrem eigenen Gefallen abhängen soll.“

„Morableu Monsieur! sehr obligirt — sehr; aber ich will Ihnen mit Einem Wort sagen Wer ich bin und worin mein Geschäft besteht. Mein Name ist Maria Oswald. Ich bin in Frankreich geboren und bin der Stiefbruder jenes Oswalds, der Ihres Oheims Testament abfaste.“

„Guter Gott,“ rief ich „ist es möglich daß Sie etwas von dieser Angelegenheit wissen?“

„Still — ja, Alles! Mein armer Bruder ist eben gestorben und mit Einem Wort, ich habe ein Paket bei mir, das er mir auf seinem Todbett für Sie übergab. Wollen Sie mich also vorlassen, wenn ich es morgen bringe?“

„Ganz gewiß; aber kann ich Sie nicht etwa schon heut Abend sehen?“

„Heut Abend? Nein, nicht wol; — Parbleu und Morbleu! ich brauch eine kleine Bedenkzeit über die Belohnung, die mir für den ausgezeichneten Dienst gebürt, den ich Euer Herrlichkeit leistete. Nein! lassen wirs ruhen bis morgen.“

„Gut! um welche Stunde? Ich fürchte, ich habe vor Abend keine Zeit.“

„Um sieben Uhr s'il vous plait, Monsieur.“

„Topp! sei es so!“

Damit verbeugte sich Herr Maria Oswald, der während dieser kurzen Unterredung fortwährend in großer Besorgniß gewesen zu sein schien, gesehen oder behorcht zu werden, und verschwand im Augenblick. Ein sehr buntes Gewirr unzusammenhängender, unbefriedigender aber gleichwol heiterer Vermuthungen blieb in meinem Gemüth zurück.